

Albert, Ellen und die Schlange Skizze von Alfred Eduard Frauenfeld, Wien

Die Sonne schwebte hoch am Himmel und brannte auf der Erde herab. Die Bäume standen still und regten kein Blatt. Die Vögel waren verstummt und verkrochen sich unter den schattigen Büschen. Albert und Ellen brachen die Tennispalle ab, beluden den Ballwagen mit den Spielgeräten und wandelten langsam im Garten durch die rüchewürdige Pforte verlassend, über einen schmalen Pfad durch Biesen und Heide, die einander in buntem Wechsel folgten. Sie gingen stumm neben einander her. Albert blieb ein wenig zurück. Es geschah, um unbemerkt den verträumten Blick auf der schlanken wohlgeformten Mädchengestalt ruhen zu lassen. Von Zeit zu Zeit trödelte er sich die Stirne mit einer fahigen Geste. Er sah erschöpft und mühsam aus.

Ellen schritt mit leichtem, wiegendem Gang durch die Natur. Ihre Schritte schienen sich immer wieder zu ihrem Begleiter. Sie trug ein dunkelbraunes Kleid, das sie in der Mitte der Brust mit einem breiten, hellen Band umschloß. Sie trug ein dunkelbraunes Kleid, das sie in der Mitte der Brust mit einem breiten, hellen Band umschloß. Sie trug ein dunkelbraunes Kleid, das sie in der Mitte der Brust mit einem breiten, hellen Band umschloß.

Ellen überdachte dies alles nicht, während sie neben ihrem stummen Begleiter durch die schmale Wäldchenstraße schritt, aber sie empfand es lebhaft. Wieder trat ein verstoßener Blick Albert. Ein Schreck durchdrang sie plötzlich. Wie, wenn seine Zurückhaltung nicht schüchternes Gefühl war, sondern Gleichgültigkeit? Was dann? Ein wehes Gefühl durchdrang sie. Ihre Hand rutschte ein Büschel aus und verstreute sie. Morgen früh reife ich ab, stieß sie hervor. Ja, kam es rasch zurück.

Sie werden sich dann mehr mit Co' befaßt können, und ich — nun ich werde mich nach einem neuen Tennisparkett umsehen müssen! Albert gab es einen Ruck: „Dann haben Sie alles bereits auf eine sehr einfache Formel gebracht. Ich beneide Sie!“ sagte er tonlos. Ellen blickte die Lippen blutig. Sie hatte ganz etwas anderes sagen wollen, und nun war es wieder eine so leichtfertige klärende Boshafterei.

Selene Steffens.

Harmonische Frauen

Wir alle suchen das Harmonische. Die Männer suchen es vor allen Dingen bei der Frau, wie das natürlich und recht ist. Ja, ich glaube sogar, daß es viel eher harmonische Frauen als harmonische Männer gibt. Jean Paul sagt schon: „Das Weib bedarf an sich nichts zu entwickeln als den reinen Menschen.“

Aber ein vollkommen harmonisches Weib, dem gar nichts zur Bangheit fehlt, wäre doch nicht das, was wir ersehnen und suchen. Vollkommene Einheit bedeutet Abgeschlossenheit und Selbstgenügen. Wo diese herrschen, da schweigt das Bedürfnis der Hingebung. Wenn die „unzerplürrte Einheit“ der Frau soll etwas Anknüpfendes haben oder doch etwas Gebendes, Stärkendes, Tröstendes! Eine energiegelbe Frau wird leicht die Gemüthsheiten einer Herrscherin annehmen, wird die Führung gewinnen über einen weniger entschlossenen Genossen. Und warum sollte das nicht geschehen, falls die leitende Hand sanft, das mitdenkende Hirn gesund und klug ist?

Aus dem aufsteigenden Leben, aus den Sorgen des Tageskampfes kommen wir zum Weib und erleben von ihrer friedlichen Ruhe die Heilung, das Ausruhen, das Eintrichten unserer aus dem Gleichgewicht gerworrenen Seelenkräfte.

geworden, wie er sie immer so sehr verurteilte.

Aber die Schuld daran, daß es so kam, trug er! Warum war er so wortkarg und verschlossen. Doch es beruhigte sie keinewegs, daß sie nun, nach Art ihres Geschlechts, ihn für alles verantwortlich gemacht hatte. Und neuerlich stiegen ihr die Tränen in die Augen.

Auf einer Waldlichtung unter hohen Bäumen und Tannen, zwischen Kräutern und hohen Gräsern, hielt sie mit plötzlichem Entschlusse an. „Warte, setzen wir uns ein wenig, ich bin müde!“ bat sie, mit der weinerlichen Stimme eines kleinen Mädchens, dessen Puppe zerbrochen ist. Er breitete seine Jacke aus, und während sie sich auf demselben niederlegte, legte er sich zu ihren Füßen nieder.

Ein wenig näher könnte er doch rücken, dachte sie geizig bei sich. Albert hatte die Augen geschlossen, und sein Gehirn arbeitete fieberhaft. Es waren die letzten Minuten, die er allein mit Ellen verbrachte, und je näher die Abschiedsstunde rückte, um so heftiger empfand er, wie lieb er sie in den Wochen des Beisammenseins gewonnen hatte. Sie aber? — Ach, für sie war er nur ein angenehmer Spielgefährte gewesen. Sie hatte es ihm oft genug durch ihre Reden zu verstehen gegeben.

Plötzlich wurde er durch einen furchtbaren Schrei Ellens aus seinen Träumereien gerissen. Albert fuhr zu Tode erschrocken empor und rief die Augen auf: „Ellen! Was ist das?“

„Die Schlange! Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

„Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie. „Die Schlange!“ schrie sie.

Ellen brach in Tränen aus: „Oh, ich schäme mich so, es ist unmöglich!“ schluchzte sie. „Ellen, ein letztes Mal fordere ich Sie im guten auf zu gehorchen, sonst muß ich Gewalt anwenden!“

Wie herrlich und kraftvoll der schüchterne Albert sein konnte, wenn es galt, einer Gefahr die Stirne zu bieten! Ellen blickte demüthig, unter Tränen lachend, zu ihm auf: „Ich schäme mich so, nur mein Verlobter, mein zukünftiger Gatte dürfte so etwas tun.“ schluchzte sie. „Dann betrachten Sie mich als Ihren zukünftigen Gatten, und damit genug der Worte!“ gebot Albert.

Und dabei blieb es! Der Schlangengift wurde kühnheitsgerecht behandelt, Ellen war gerettet — Albert aber war verloren. Er bißte seine Opferbereitschaft mit — lebenslänglicher Ehel. Jahre waren hingegangen. Albert und Ellen saßen plaudernd in einer Laube des Gartens. Auf einem Rasenstück spielten die Kinder, und man hörte sie lachen und lärmeln. Albert, sehnsüchtig und sonnenverbrannt wie einst, hielt die Hand seiner Gattin gefaßt, die noch immer die hübsche Ellen von einst war. Ihre Blicke verflüchteten sich in die glückseligen Erinnerungen.

„Weißt Du noch — an so einem heißen Sommertage wie heute war es...“ Wäre diese nette, liebe Schlange nicht gewesen, ich weiß nicht, ob wir damals in letzter Stunde zu einander gefunden hätten!“

„Und dabei — Ellen stockte — „Du darfst mir nicht böse sein, es ist wirklich das einzige Mal, das ich Dich belogen habe...“ dabei hat mich die Schlange gar nicht gebissen.“

„Wenigstens hast Du mich auf...“ Da zog er sie lächelnd an sich und küßte sie in ihr Ohr: „Und Du, Du darfst mir nicht jähnen, es ist das einzige Mal, das ich Dich belogen habe...“ dazu hatte ich gut gesehen, daß es gar keine Schlange war, sondern eine Eidechse, die Dich erschreckt hatte!“

„Wah, wie heimtückisch!“ stieß Ellen hervor. „Ich denke, wir haben uns nichts vorzumerken, gab Albert oergnügt lachend zurück. „Was mich aber wundert ist, daß Du dieses Geheimnis so lange für Dich behalten konntest.“

„Es ist nicht minder wunderbar, als daß Du damals so gekühnheitsgemäß warst,“ spottete Ellen.

„So verdanken wir unser Glück nicht einer Schlange, sondern einem Wunder! Einem Wunder, von dem Du ein kleines Wundermal hast, einen kleinen Schönheitsfehler am...“ Doch da verlor sich ihm ein Kuß den Mund, und daher werden wir nie genau erfahren, wohin die Schlange Ellen gebissen hatte, damit Albert sie retten konnte!

Wahlinger.

Frida Schanz

(Zu ihrem 70. Geburtstag am 16. Mai 1929.)
Von Manfred Ludwig.

Im deutschen Volke, das zu keiner Zeit an übertriebenem Selbstgefühl gelitten hat, ist es eine wenig bekannte und fast nur in einigen Literaturgeschichten verzeichnete Tatsache, daß unserer Frauenbewegung kein einziges Volk etwas Gleichwertiges an die Seite stellen kann. Wir besitzen unter den Niederländerinnen der Gegenwart einige, die hinter unseren begabtesten männlichen Dichtern durchaus nicht zurück stehen. Aber gerade die wertvollsten dieser Sängerinnen haben es nicht jeher verstanden, für ihre Kunst die Wertbetrachtung zu rühren, und es statt dessen vorgezogen, sich ganz allmählich in der Stille ihren Platz an der Sonne zu erobern. Noch manch anderer sympathischer Zug kann als allgemein gültig für den Charakter der dichterischen Frau bezeichnet werden. Hierher gehört die grundsätzliche Abneigung gegen jegliche öffentliche Selbstbetrachtung, jenes Mitteln, an das sich besonders so mancher alternde Künstler klammert, wenn ihm das Ermatten der Schaffenskraft und das Verblasen des Ruhmes zum schmerzlichen Bewußtsein kommen. Auch die unterirdische Quellenge-

stapel voranschreitende Unverständlichkeit der Ausdrucksweise, die nach dem bekannten Rezept dazu bestimmt ist, „das letzte Wasser zu treiben, das man glaubt, es habe Tiefe“, findet sich höchst selten in der Kritik der Frauen.

Zu den weiblichen Dichtergestalten, die sich in stiller, weitverbreiteter Arbeit eine weitverbreitete andächtige Gemeinde erworben haben, gehört auch die am 16. Mai 1859 zu Dresden geborene Frida Schanz. Ihr Talent konnte sich in einer günstigen Umgebung entfalten, waren doch schon ihre Eltern Julius und Pauline dichterisch tätig; besonders ihre Mutter erfreute sich zu damaliger Zeit eines gewissen literarischen Ansehens, wenn dieser bescheidene Ruhm auch nicht genug Lebenskraft besaß, den Tod der Dichterin zu überdauern. Frida Schanz besuchte zunächst das Dresdener Lehrerinnen-Seminar, später trat sie dem Redaktionsstab des „Dachstein“ bei, dem sie noch heute angehört. Als Sechszwanzigjährige vermählte sie sich mit dem Schriftsteller und Dohm-Redakteur Ludwig Sönnichsen, der ihr zwanzig Jahre später in Göttingen durch den Tod entzogen wurde.

Was der Dichterin Frida Schanz den auch heute noch ungemein großen und treuen Leserkreis und Freundeskreis verschafft hat, ist die Herzgenauigkeit, die über allen ihren Dichtungen ausgebreitet liegt. Bitterkeit und Resignation, wie man sie bei mancher sonst so sympathischen Dichterin trifft, finden sich so gut wie gar nicht in ihren Werken. Auch jegliche Gewaltsamkeit, der eskalierende Liebessturm der unermüdet geliebten Sängerkinnen und der laute Schrei nach dem Schicksal, das alles ist ihr fremd. Frida Schanz hat immer, tief empfunden die Kinderlieder geschrieben, die z. B. in dem Band „Kinderballaden“ (1909) gesammelt sind. Ebenso hat sie in der eleganten Balladenabteilung Vorderleser geleistet, noch mehr aber als Spruchdichterin, wo sie sich von Verhaftigkeit und Gleichschmelze frei zu halten weiß und wo sie überall ihre frische, sonnige Lebensauffassung zum Ausdruck bringt. Besonders der Band „Vierblätter“ (1907) enthält in äußerst glücklicher Form geistvolle Sprüche und Gedichte. Als die wertvollste ihrer Gedichtsammlungen darf „Intermezzo“ (1902) gelten. In allen Familienzeitungen, mögen sie in Palast oder Hütte gelesen werden, finden wir Gedichte von Frida Schanz. Der unmutige Wohlklang ihrer Sprache vermeidet es im allgemeinen durchaus, in weibliche Nüchternheit zu verfallen. Möge es der Götter, die sich ihre Schöpfungskraft in die Gegenwart erhalten hat, vergönnt sein, uns noch weiterhin mit den Gaben ihrer Muse zu erfreuen. Unser Volk braucht solche gesunde Kraft heute mehr denn je.

Gefährliche Schönheit

Von Dr. H. L. Bergschmidt.

Ihrer Schönheit verdankte es eine junge englische Dame aus Bombay im Jahre 1928, daß sie in die Hände der Sekte Surpatha fiel. Diese Sekte huldigt der Schönheitsgöttin, und die dogmatischen Vorschriften des Religionskultes verlangen die alljährliche Darbringung des Tieropfers durch die schönste fremde Frau im Lande. Damals galt nun auch unter den Europäern Miss Catherine Simpson, die Tochter des Generals Simpson-Hanes, als die größte Schönheit in Bombay. Sie wurde viel gefeiert und erhielt bei einem Schönheitswettbewerb den ersten Preis. Diese Anerkennung waren vielleicht der erste Anreiz für die eingeborenen Priester, gerade diese Frau für ihre religiösen Zwecke auszuwählen. Man hatte sich bislang damit begnügt, unter den indischen Einwohnern die fremden, zugezogenen Frauen für diese Abtötung zu entführen, diesmal bereitete man die Entführung der Miss Simpson so trefflich vor, daß diese von einem Bankrott am 26. Juni 1928 spurlos verschwand. Erst acht Tage später fand man sie anscheinend in tiefstem Schlaf auf einer Bank in den Ringstraßen-Anlagen wieder. Sie vermochte sich nur danken an die erlebten Einzelheiten zu erinnern, sagte aber aus, daß sie sehr gut behandelt worden wäre. Seit dieser Zeit werden die schönen englischen Frauen in Bombay von der Polizei in den Sommermonaten besonders gut überwacht.

Den Nachstellungen eines erotischen Fürsten erliegen ich im wahren Sinne des Wortes Miss Thierry, die Tochter des seinerzeit bekannten französischen Parfümeriefabrikanten. Sie hatte auf einer Ägyptenreise die Bekanntheit eines arabischen Wüstenführers von prinzipiell Gebildete gemacht, der sich zu nächst rein freundschaftlich näherte. Allein innerhalb weniger Tage gelang es ihm, daß er ohne sie nicht mehr in die Heimat zurückkehren könne, daß sie ihm als Frau folgen solle.

Alle Thierry lehnte diesen Antrag energisch ab, worauf der Araber zuerst in Scherz und dann in flammenden Zorn verfiel. Als die junge Dame schließlich aus Kairo nach Paris abreiste, fuhr er ihr nach und lauernte ihr überall auf, wo sie öffentlich erschien. Jede Ausfahrt, jeder Ball wurde von dem Liebesglühenden benützt, um seine Angebetete zu bestürmen. Die Polizei mußte mehrmals eingreifen, aber aus politischen Rücksichten sah man davon ab, den Bewerber als lästigen Ausländer aus dem Lande zu weisen. So verließ denn Miss Thierry wieder Frankreich und ging nach London, wo aber schon acht Tage später der Araber auftauchte. Hierauf ging die Dame nach Nordafrika, später nach Kapsstad, dann nach Kalkutta und schließlich nach Schanghai. Ueberall ereigneten sich die widernatürlichsten Szenen mit dem Verfolger. In Schanghai geriet Miss Thierry in eine Fiebererkrankung und starb, nicht ohne daß vor dem Tode ihres Hauses der Araber im letzten Augenblick um Einlass bettelt.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß die Geliebte Ludwigs 15. die Dubarry in ihrer letzten Nacht noch Gelegenheit gehabt hätte, ihren Kopf zu retten. Schon ehe sie die Geliebte des Königs wurde, stellte ihr ein Landadelmann, Charles de Laforest, nach der auch in einigen Sonetten die Schönheit der jungen Putzmaecherin verherrlicht hat. Laforest wurde im Jahre 1789 in das erste französische Parlament gewählt und vertrat dort mit Anstand seinen Bourgouner Wahlbezirk. Nur in der Nachstellung der Dubarry ließ er auch jetzt nicht locker, hatte er doch die Aussicht, daß bei der Verjagung des fünfzehnten Louis auch die Dame seines Herzens wieder brotlos dastehen würde. So kam das Jahr 1793 unter allerlei Stürmen heran, und der Kopf des Königs fiel. Die furchtbaren Tage der Guillotine begannen, auch die Dubarry wurde verhaftet. Im Komitee, das ihre Festsetzung beschloß, sah der jetzt ohne seinen Titel amtierende Laforest, konnte aber trotz seiner flammenden Verteidigungsrede die Verhaftung nicht hindern. Auch in der Richterbank, die gegen die Dubarry das Todesurteil fällte, befand sich Laforest und stimmte als einziger gegen diesen Spruch. In der Nacht, ehe man die schöne Frau zum Richtplatz führte, verlor sie Laforest durch Beseitigung der Wachen, bis zu ihr vordringen. Er beschwor sie, ihm in einer Verkleidung zu folgen, er würde sie über die Grenze bringen. Nach seinem im Wäusel du Temple erhaltenen Tagebuch fragte die Dubarry nur zurück, ob er auch unter den Richtern Ludwigs gewesen wäre. Das mußte Laforest bejahen. Verächtlich wandte sich die Dubarry ab und sagte, daß sie nicht einem Verräter am König ihre Freiheit verdanken wolle.

Die ersten schweren Kämpfe zwischen den jungen Nationen in Südamerika fanden vor hundert Jahren statt und trugen allgemein noch den Charakter des Bandenkampfes. Hierbei haben die späteren Chilenen wegen der Schönheit einer Frau viel erdulden müssen. Im Jahre 1817 wurde eine Senorita Mahaque aus Santiago ausgewiesen, weil sie es allgemein darauf abgesehen hatte, durch ihre Schönheit Einfluß auf die leitenden Männer des Landes zu gewinnen. Senorita Mahaque verließ in der vorgeschriebenen Zeit von einer Wache das Land, ging aber nicht, wie man gehofft hatte, nach Europa zurück, sondern nach Peru, wo sie bald in der wenig zahlreich reichenden Gesellschaft der Hauptstadt eine Rolle zu spielen begann. Sie wurde dann die Frau des Generals Oregui, dem im bald darauffolgenden Kampfe mit chilenischen Truppen die Rolle zufiel, eine energische Offensive zu ergreifen. Die Kämpfe selbst hätten vermieden werden können, aber man zeigte auf peruanischer Seite eine so selbstame Abneigung gegen die rächende Arbeit der Mahaque, daß die Vereinbarungen, daß man dahinter liegen konnte. Oregui wurde als das treibende Element der Kriegspartei erkannt und gelangte damals zu hohen Ehren. Die Mahaque folgte ihrem Gatten sogar ins Feld, und wie man sagt, bildete sie niemals, daß chilenische Gefangene lebend ins Lager gebracht wurden. Sie ging nach der Hauptstadt zurück als man dort Friedenswillen zeigte, und die Kämpfe flammten von neuem auf. Die Mahaque wurde von ihrem eigenen Manne erschossen, als er bei der Rückkehr aus dem Felde erfuhr, daß sie mit einem blutigen Leutnant ein Liebesverhältnis unterhalten hatte. Später erst sicherten Gerüchte durch, daß sich eine furchtbare schöne Frau auf ähnliche Art einen dauernden Einfluß bis in die höchsten Spigen der Regierung verschafft hatte.

Ihre Rache für die Ausweisung war gründlich gewesen.

In Milwaukee wurde jetzt Frau Betty Doherty zum achten Male geschieden. Das ist sogar für amerikanische Zustände immerhin noch ein Rekord. Die Betty war alle acht Male wirklich schuldig. Der schuldige Teil ist eigenartigerweise immer derselbe: niemals die Mutter, immer — ihre eigene Mutter. Diese Mutter zählt nur zwanzig Jahre mehr als die jetzt dreißigjährige Betty. Sie ist noch heute eine Schönheit, nachdem sie vor zwanzig Jahren die Königin aller Wettbewerbe wurde, die damals gerade in Mode kamen. Und das mal hat sie auch schon jenen Gang zum Korb herbei besessen, der soweit geht, daß sie einfach keinen neuen Mann sehen kann, ohne mit ihm anzubinden. Ihre Tochter aber hatte nur nette Männer. Die Folge war, daß die Mutter bald die eigene Tochter auslud. Das ging bisher achtmal, und der Richter, der nach europäischer Weise einem Regelklub angehört, meinte, es sei das selbe noch einmal vor sich, oder tröstete sich, mehr als neune kann selbst der beste Regler nicht umwerfen! — Es wird dazu noch berichtet, daß Betty nach jeder Scheidung wieder zu ihrer Mutter zieht. Ob dieses sonderbare Verhalten sich vielleicht dadurch erklärt, daß Betty bei jeder Scheidung höhere „Stenten“ herauszuschlagen pflegt? Eine Geschichte, die bestimmt nur in Amerika passieren kann.

Kannst du einen Koffer packen?

Die Kunst, einen Koffer sachgemäß zu packen, erfordert wie jede andere Kunst Ueberlegung und Sinn für das unumgängliche Notwendige. Die Hauptbedingung bei der Vorbereitung zur Reise ist diejenige, zu wissen, was man unbedingt braucht. Hat man sich das reiflich überlegt und notiert, so kann man das Hand dieser Liste einzupacken beginnen. Das Einpacken aber muß so geschicklich geschehen, daß an Platz gespart wird und die richtigen Dinge zu unterst liegen.

Am besten stellt man den leeren Koffer neben einem großen Tisch oder ein Bett, einen Diwan. Auf der Tischplatte oder der Tisch- oder Diwanfläche breitet man nun alles aus, was aus der Liste als notwendig bezeichnet steht. Ist das alles beisammen, so unterzieht man das Chaos vor Schuhen, Wäsche, Kleidung, Büchern und Toilettegegenständen nochmals einer eingehenden Prüfung. Alles nur ein wenig Entbehrliche wird aussortiert, und es findet sich immer noch etwas, das für längeren Nachdenken gut zu entbehren wäre. Wiederum muß unbedingt Bekleidung für jede Witterung mitgenommen werden. Hierbei mit Platz zu sparen, heißt auf Kosten der Gesundheit zu sparen. Nun heißt es, sich erst zu überzeugen, ob der bereitgestellte Koffer wohl in der Größe für alle zureichende Dinge paßt, denn wenn er zu klein ist, muß man sich mit einem zweiten Gepäckstück schleppen oder das Ungetüm wieder völlig ausräumen, nachdem man es mit größter Mühe eingepackt hat. Ist der Koffer aber zu groß, so fällt der ganze Inhalt durch einander, die gepackte Wäsche, die empfindlichen Kleider und Anzüge liegen als zerknüllte Kammerlappen aufeinander, wenn man am Ort der Bestimmung den Deckel des Koffers zurückschlägt.

Glaubt man, mit dem vorhandenen Platz gut auszukommen — im Notfall kann man ja noch einige überflüssige Kleinigkeiten zum Nachfüllen verwenden —, so beginnt man mit dem eigentlichen Einpacken. Man stellt den Koffer möglichst hoch, daß man sich nicht tief bücken muß. Zu unterst legt man natürlich die schweren Stücke, die ruhig gedrückt werden können und derer man nicht etwa schon im Rupee oder auf der Durchreisezeit benötigt. Alle Sachen werden in der vollen Länge des Koffers ausgebreitet und jede Ecke, jeder Zwischenraum wird mit kleineren Gegenständen ausgefüllt.

Es gibt nun eine Menge kleiner Kratze, deren man sich bedienen kann, um das Gepäck auf ein äußerstes Minimum zu beschränken. Die sorgfältigste Hausfrau legt z. B. zwischen zusammengefaltete Kleider, Mäntel und Anzüge Rollen aus Zeitungspapier oder Seidenpapier, um scharfe Brüche zu vermeiden, ebenso bei Blusen, Strümpfen, Wäschebinden usw. Dann faßt man ganz eine ganze Menge Platz im Koffer.

Ebenso kann man die Schuhe, die man sonst mit Papier ausstopft, mit allerlei brauchbaren Kleinigkeiten füllen, die auch wieder durch die lederne Umhüllung gegen etwaiges Zerbrechen